

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Am toten See.

Roman von Robert Kohlrusch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

War es auch hier der Freiherrntitel, der ihm mühslich war, — nach einem kleinen Schweigen vernahm er das unsichere Tasten einer Hand innen am Türschloß, und der Eingang tat sich auf. Allerdings vorläufig nur zu einem breiten Spalt, in dem die Figur eines noch nicht alten, aber frühzeitig verblühten Mädchens erschien. Das Gesicht war gelblich-blaß, und von der Nase nach den Mundwinkeln zogen sich ein paar scharfe, frühzeitig eingegrabene Falten hinunter. Den Kopf hatte Konradine Börner mit einem grauseidenen Tuch umbunden, das ein kleines weißes Kisschen auf ihrer linken Wacke festhalten mußte. Ein intensiver Kamillengeruch ging von ihr aus. Ihr Gesicht erschien in der ovalen, dunklen Umrahmung noch blässer und kränklicher als wohl sonst, ihre großen, braunen Augen schauten halb neugierig, halb mißtrauisch daraus hervor.

„Ehe sie die Tür freigab, fragte sie: „Habe ich recht verstanden — Freiherr von Bassow haben Sie gesagt?“ Und als er nickte, fügte sie hinzu: „Der Freiherr von Bassow auf Garchim ist ja doch — er ist ja doch gestorben. Das hat in allen Zeitungen gestanden.“

Bassow mußte lächeln, obwohl ihm ernsthaft und aufgeregter zumute war. „Sie haben ganz recht, mein armer Vetter ist ermordet worden. Er hat Garchim vor mir befehlen.“

„Ich weiß es — das heißt, daß man ihn ermordet hat. Am zweiten Juli ist es geschehen.“

„Sie wissen sogar noch den Tag?“

„Ja, den werde ich sobald nicht vergessen. An ihm — aber wollen Sie nicht hereinkommen?“

Sie trat bei diesen Worten von der Tür zurück und ließ ihn eintreten. Dann tauchte sie hinein in die tiefe Dämmerung eines langen Korridors und sagte: „Sie erlauben, daß ich vorangehe, Sie finden die Tür sonst nicht; es ist so dunkel.“

Dabei beschleunigte sie die Schritte und öffnete ganz hinten am Korridor eine Tür, aus der nun heller Tageschein hervordrang. Drinnen lag Sonnenlicht auf einer abgebrauchten, an sich aber altmodisch geschmackvollen Zimmereinrichtung; alles war sauber und blank, weiße Gardinen hingen an dem einzigen Fenster, ein paar hellrote Efeuergarben blühten dort, und in einem darüber aufgehängenen Bauer sang ein Kanarienvogel sein Lied.

„Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Baron?“ sagte Fräulein Börner, auf einen steifbeinigen Wiedermeierfessel deutend. „Meine Mutter kann ich leider nicht rufen. Sie ist krank — ich bin es eigentlich auch, aber ich habe dazu keine Zeit.“

„Um so freundlicher von Ihnen, daß Sie mir die

Möglichkeit geben, mit Ihnen zu sprechen. Es handelt sich um eine für mich sehr wichtige Sache.“

„Entschuldigen Sie einen Augenblick, ich muß erst einmal spülen,“ sagte sie und ging zu einem kleinen Tisch am Fenster, wo eine große Tasse auf einem Kaffeewärmer mit Miniaturflämmchen darin stand. Und ihr sonderbares Tun erläuternd, fügte sie hinzu: „Mit Kamillen muß ich spülen. Ich leide so furchtbar an Gesichtsschmerzen, und es gibt kein anderes Mittel, das mir hilft. Aber es muß regelmäßig alle zehn Minuten geschehen, wenn es nützen soll. Also einen Augenblick, — ich bin gleich wieder hier.“

Sie verschwand mit ihrer Tasse, kehrte jedoch, nachdem ein gurgelndes Geräusch im Nebenzimmer laut geworden war, wirklich bald wieder zurück, setzte sich Bassow gegenüber und fragte: „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Baron?“

„Sie haben mir schon gesagt, daß der zweite Juli noch gut in Erinnerung bei Ihnen sei, darum —“

„Gut ist er nicht bei mir in Erinnerung. Schlecht sogar, so schlecht als möglich. An ihm bin ich so krank geworden, daß ich zehn Tage lang meinen Dienst nicht habe machen können. Aus Aerger, aus furchtbarem Aerger. Jede Aufregung wirft sich mir aufs Gesicht, was ja ganz erklärlich ist, weil es Nervenschmerzen sind, wie der Doktor sagt. Und wenn die Nerven irritiert werden —“

„Ich kann das verstehen, mein Fräulein. Aber wenn Sie sich des ganzen Tages noch genau erinnern, dann auch vielleicht einiger Einzelheiten, die an ihm vorgekommen sind. Können Sie mir zum Beispiel sagen, ob damals ein Herr, der hier im Hotel de Russie gewohnt hat, sich mit dem Hotel Kaiserhof in Berlin hat verbinden lassen?“

„Das war es ja!“ rief Konradine Börner, vor Aufregung noch bleicher werdend. „Darum hat sich's ja gehandelt, ich bin deshalb so krank geworden. Ich hatte schon furchtbare Schmerzen, als ich meinen Dienst um zwölf Uhr mittags antrat. Es war nicht viel zu tun, aber mir war vor lauter Schmerzen auch so wirr im Kopfe, daß ich angestrengt gar nicht hätte arbeiten können. Und in solch einem Zustande kann einem doch auch einmal ein kleiner Irrtum passieren.“

„Gewiß, gewiß. Und was war es für ein Irrtum?“

„Das will ich Ihnen sagen. So gegen drei Uhr wurde ich durch eine Herrenstimme vom Hotel de Russie aus angerufen; ich sollte ihn mit Nummer 12 243 in Berlin verbinden. Es riß gerade wieder ganz furchtbar in meinem Gesicht, und ob der Herr nun wirklich undeutlich sprach, oder ob es mir nur so vorkam wegen meiner Schmerzen, — ich mußte zweimal nachfragen, bis ich die Nummer verstand. Ich merkte schon am Ton, in dem er antwortete, daß er sehr ungeduldig war. Das machte mich in meinem Zustand noch mehr verwirrt, und so ist mir's denn passiert. Ich verwechselt die Nummern und verband ihn statt mit 12 243 mit 12 245. Das ist auch ein Hotel, das Zentralthotel in Berlin; er aber wollte mit dem Kaiserhof verbunden werden. Was er dann geprochen hat, und ob ihm irrend etwas Unange-

nehmes dadurch Passiert ist, weiß ich natürlich nicht. Auf einmal aber werde ich ganz furchtbar angeschrien von einer Stimme, die vor Wut geradezu zittert — vor Wut zittert, anders kann ich es nicht ausdrücken. Und er gebraucht Worte gegen mich — Worte! Wissen Sie, Herr Baron, was er gesagt hat? Eine taube alte Jungfer hat er mich genannt, — bei keinem Telephonanten der Welt sollte man mich bulden. Das hat er gesagt, und ich bin beinahe ohnmächtig an meinem Telephon zusammengebrochen. Wir müssen uns ja vieles gefallen lassen in unserem Beruf, aber so etwas war mir doch noch niemals vorgekommen. Für einen Augenblick habe ich nicht einmal mehr meine Schmerzen gefühlt. Außerlich bin ich ganz ruhig geblieben, ganz ruhig und vornehm. Zu mir aber habe ich gesagt: Konradine, das läßt du dir nicht gefallen, der Mensch soll seine Strafe haben, den Menschen verklagst du.“

„Da wären Sie ganz im Recht.“

„Natürlich war ich im Recht. Und ich bin auch gleich, nachdem ich fertig war mit meinem Dienst, in das Hotel de Russie gegangen und habe den Oberkellner gefragt, wer um die und die Zeit am Telephon gewesen wäre. Der Kellner hat es auch gleich gewußt und hat gesagt, ein Herr von Breitenbach hätte telephonierte.“

„Breitenbach!“

„Ja, das Fremdenbuch hat er mir sogar gezeigt. Erich von Breitenbach auf Rittergut Lünzin hat in dem Buche gestanden.“

„Also Breitenbach!“ sagte Bassow mehr zu sich selbst als zu dem Fräulein. Da war der Name, den er im stillen erwartet hatte, der ihn aber nun, als er ausgesprochen wurde, doch überraschte.

„Ja, Breitenbach!“ wiederholte Konradine Börner mit ganz besonderer Betonung für den verhassten Namen. „Sie werden fragen, ob ich ihn wirklich verklagt habe. Leider ist es nicht geschehen. Mutter hat mir abgeraten; sie hat gesagt, unserem könnte doch nichts ausrichten gegen solch einen vornehmen Herrn. Mein Gott, man muß ja froh sein, wenn man eine Stellung hat, um sich notdürftig durchzuschlagen. Und wenn ich bedachte, daß ich Mutter, die schon so viel krank ist, noch neue Sorgen bereiten könnte; da hab ich's denn gelassen. Aber vergessen werde ich diesen zweiten Juli mein Lebtag nicht!“

„Ich danke Ihnen recht herzlich, Fräulein Börner. Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen durch Ihre Auskunft.“

„Das freut mich sehr, Herr Baron, und wenn ich Ihnen sonst noch irgendwie dienen kann, — Sie müssen mich nur wieder einen Augenblick entschuldigen. Ich muß erst noch einmal spülen.“

Bassow stand auf. „Nein, ich möchte Sie nicht länger stören. Was ich wissen wollte, das weiß ich. Nur —“ er suchte einen Augenblick nach Worten für das, was er noch sagen wollte — „ich möchte mich Ihnen so gern dankbar erweisen, — aber Sie dürfen mir's nicht übel nehmen. Und weil Ihre Frau Mutter so viel krank ist — Kranke bedürfen doch manchmal einer Flasche Wein — darf ich Sie bitten, Ihrer Frau Mutter hierfür etwas Decarliges zu kaufen?“

Er hatte ein paar Goldstücke hervorgezogen und legte sie diskret auf einen zur Seite stehenden Tisch, auf dem ein vergilbter Brautkranz unter einer Glasglocke lag.

„Ach, Herr Baron!“ Konradine Börner wandte sich ab und brach in Tränen aus.

„Aber ich bitte Sie, warum weinen Sie denn?“

„Ich weine, weil es noch so gute Menschen gibt, — und ich weine, weil ich in der Lage bin, daß ich Ihr Geschenk nicht zurückweisen darf.“

„Sie nehmen es an? Das freut mich!“

„Nicht für mich, das täte ich wohl niemals. Aber für meine gute Mutter. Wenn die — mein Gott, aber das ist ja viel zu viel!“ Sie war ein wenig näher an den Tisch mit dem Brautkranz herangeraten und sah jetzt erst, was Bassow dort niedergelegt hatte.

„Sie haben mir eben Freude gemacht — machen Sie mir jetzt keinen Kummer, indem Sie mein kleines Geschenk für Ihre Frau Mutter zurückweisen.“

„Nein, nein, — o mein Gott, wenn sie das hätte, dann könnte sie ja die Reise machen! Der Doktor möchte sie nämlich gern in ein Bad schicken, — dort haben wir

Verwandte, bei denen sie wohnen könnte, aber das Reisegeld hat uns noch immer gefehlt.“

„Sehen Sie, das paßt ja vortrefflich. Und wenn es nicht genug sein sollte —“

„O, es ist übergenug. Ich weiß nur gar nicht, wie ich Ihnen danken soll. Sie sind ein guter, guter Mensch, Herr Baron —“

Ohne daß er es hindern konnte, hatte sie seine Hand ergriffen und einen Kuß darauf gedrückt. Eine Träne fiel zugleich darauf nieder. Bassow lächelte ein wenig vorlegen. „So etwas dürfen Sie nicht tun, mein Fräulein. Und nun muß ich gehen, ich halte Sie schon zu lange auf. Leben Sie wohl. Recht gute Besserung für Sie und Ihre Frau Mutter. Und vielen, vielen Dank.“

„Ich habe zu danken — ich habe zu danken, Herr Baron.“

Sie begleitete ihn durch den dunklen Korridor bis zur Ausgangstür. Mit Genugtuung sah Bassow, daß auf dem bleichen Gesicht ein leichtes, freundiges Rot aufgeblüht war. Er gab ihr noch einmal die Hand und sagte: „Und nun schellen Sie mir nicht mehr auf den zweiten Juli. Ohne den wäre ich nicht hier. Wir müssen, was uns das Leben bringt, immer aus einer gewissen Distanz betrachten, dann gewinnt es meist ein anderes Gesicht.“

Er ging, aber Konradine Börner blieb in der Tür stehen und blickte ihm nach, bis er auf der Treppe verschwunden war.

Nun erst konnte sich Bassow mit seinen Gedanken in das Gehörte vertiefen. Der Freude, seinen Zweck erreicht zu haben, mischte sich aber jetzt auch allerlei Zweifel bei. Der geistigen Anspannung folgte die Ernüchterung naturgemäß. Er hatte festgestellt, daß Breitenbach damals wirklich an seinen Vetter telephonierte hatte, daß dieser höchstwahrscheinlich auf Grund jenes Telephongesprächs vorzeitig von Berlin abgereist war, daß also die abendliche Begegnung der beiden verabredet und nicht, wie Breitenbach ausgesagt hatte, zufällig gewesen war. Aber was bedeutete diese Feststellung für eine Schuld Breitenbachs? Doch nur die Verstärkung eines vielleicht möglichen Judizienbeweises, nicht mehr. Der wirkliche Beweis, wenn Breitenbach in der Tat schuldig war, blieb immer noch zu erbringen. Und er sah vorläufig keinen Weg dafür. Das belastete seine Seele, und auf der Heimfahrt klang die Musik der unermüdblichen Räder in ein gleich unermüdbliches Grübeln des tief in Gedanken Versunkenen hinein.

Die Züge lagen so, daß er vor Abend nicht in Garchim sein konnte. Derselbe Zug, in dem Breitenbach damals gefahren war, brachte Bassow zurück. Er hatte telegraphisch einen Wagen an die Bahn bestellt und war um zehn Uhr ungefähr zu Hause.

Das erste, was der Diener Franz ihm verkündete, war die Nachricht von der am Nachmittag erfolgten Verhaftung des Mannes, der das Mordattentat auf Herrn von Breitenbach verübt hatte. „Gestanden soll er auch schon haben,“ fügte Franz hinzu.

„Gestanden — was?“

„Nun, daß er auf den Herrn von Breitenbach geschossen hat.“

„Und weiter nichts?“

„Was meinen der Herr Baron?“

„Ob er gestanden hat, auch an der Mordtat hier beteiligt gewesen zu sein?“

„Das kann ich nicht sagen, Herr Baron. Wir wissen überhaupt noch nichts Näheres. Nur, daß der Mensch verhaftet ist und daß er gestanden haben soll.“

„Es ist gut, Franz. Wir werden ja morgen alles erfahren.“

Der Diener ging, und Bassow blieb allein in seinem Zimmer. Die neue Nachricht machte sein aufgeregtes, eben ein wenig zur Ruhe gekommenes Grübeln doch frisch wieder an. Tausend Möglichkeiten erwägend, schritt er lange Zeit auf und nieder. Endlich aber zwang er die durcheinanderwogenden Gedanken mit Gewalt hinab. Sie waren zwecklos, und er haßte die zwecklosen Dinge.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Wikingerfahrt.

Schilderung von J. Pelz.

(Nachdruck verboten.)

In der Unterecke steht eine höllische Flut und in Kiellinie überleuchten unsere fünf Torpedoboote die aufstrebenden Wachen. Alle Viertelstunden setzt mit scharfer Brise Bö auf Bö ein; bannendicke Regentropfen prasseln auf uns nieder. Der Südwest ist nicht groß, das Delzeug nicht dicht genug. Schon kommen die ersten echten Nordseespreyer, und des Bootsmats Knöfel ist längst nicht mehr in Brand zu halten; kurz entschlossen verdoppelt er sein Priemchenmaß.

Wir nehmen Kurs nach Norden, nachdem die offene See erreicht ist und sollen bei nordwestlichem Winde fürchterlich. Lange, riesige Wachen stemmen sich uns entgegen, die der scharfe Bug durchschneidet. Hat er sie überwunden, so geht es mit rasender Fahrt den Wellenberg hinunter und wiederum bohrt sich ungesäumt der Bug unseres Fahrzeuges in die anstürmenden Wasser, die den ganzen schlanken Leib des Schiffes übersütten.

Wir sind Führerboot und haben leichte Arbeit; schwerer wird es den andern. Sie müssen Abstand halten und bekommen als schlechten Lohn das Heckwasser ihres Vorbootes, das sie völlig übersäumt.

So geht es weiter in dieser Wasserwüste. Alles ist auf der „Höhe“. Die Maschinen arbeiten ungeheuer und wir machen Fahrt, als ginge es um das blaue Band des Ozeans.

Längst ist der feurige Sonnenball am fernen Horizont verschwunden und im Osten lugt zuweilen die scharfe, goldene Sichel des im ersten Viertel stehenden Mondes aus den sturmzerstörten, schwarzen Wolkenschwaben.

Da tritt endlich in den Lüften etwas Ruhe ein. Merklich flaut der Wind mit eintretender Dunkelheit ab und mit ihm das läche Ueberströmen der auf uns einströmenden Dämmung, die wir ungesäumt nehmen.

Der Kommandant will heute nicht von der Brücke weichen. Seine Minute vergeht, ohne daß er den ganzen Horizont mit seinem scharfen Nachglatz abjudet. Die Flagge ist niedergeholt, Lichter sind nicht gesetzt worden; die Bullaugen sind innen gut verwahrt, so daß auch nicht eine Spur eines Lichtstrahls nach außen dringen kann.

Noch ist nichts vom Feinde zu sehen, dennoch sind alle Gefechtsstationen besetzt.

In solchen ernsten Augenblicken denkt ein echter Deutscher an sich selbst zuletzt, und unser braver Kommandant muß erst an die stets bereiten Schwimmsvesten erinnern. Damit wissen wir jedoch genug!

Es ist nun völlig dunkel geworden und das uns folgende Boot nur noch durch das Nachglatz zu sehen; dennoch hält es peinlichst Kurs: Ja, unsere Rudergänger haben gute Augen und gar viel Besicht.

Das scharfe Glas des Kommandanten bleibt plötzlich an einer Stelle stehen. Er wendet es nach rechts, nach links und hält dann wieder auf denselben Punkt. Mit blohem Auge ist eben nur zu sehen, wo sich Himmel und Meer in einer Linie vereinen, sonst nichts weiter. Er reicht das Glas dem Bootsmann. Dieser tastet den Horizont ab, bleibt auf derselben Stelle stehen. „Größerer Dampfer mit hoher Fracht“, sagt er trocken. „Dampfer“, meint der Kommandant.

Wir nähern uns ihm langsam, ihn Bordbord liegen lassend und stellen seinen Kurs fest. Der Bootsmann schiebt sein Priemchen von einer Bude auf die andere und ist bitter enttäuscht, daß ihn der Kommandant seine Sprengkunst nicht ausüben läßt. Fast widerwillig schiebt er den bereitgehaltenen Sprenglasten wieder unter die Decken unseres Vorbootes.

Der Dampfer ist längst außer Sicht und auch von seiner hochstehenden Rauchfahne nichts mehr zu sehen. Seit einer halben Stunde ist völlige Stille eingetreten; in laugen, kaum merklichen Wogen begegnet uns die Dämmung und ein leiser Regen rieselt nieder, der immer stärker und stärker wird und schließlich jegliche Aussicht nimmt. Jetzt heißt es auf der Hut sein. Die Fahrt wird verlangsamt, der Ausguck verdoppelt, denn auch mit dem Glase ist keine Seemeile weit zu sehen.

Was nicht im Innern des Bootes dienstlich festgehalten wird, ist an Deck und jeder strengt sich an, so gut er kann.

Da gibt es eine Ueberraschung, denn plötzlich erscheinen im Nicht der Regenwolken, wie hingezaubert wohl ein Duzend mächtig qualmender Schornsteine. Ist es Freund oder Feind?

Trotz vorzüglich langsamer Fahrt nähern wir uns ihnen schnell, die Umrisse der einzelnen Fahrzeuge erscheinen, ein Kreuzer zeichnet sich deutlich von den Zerstörern ab. — Es sind Feinde — Engländer, wohl ihrer neun an der Zahl, die vor uns trodeln.

„Große Fahrt!“ geht es an die Maschinen. „Klar zum Gefecht!“ an das seemannische Personal und ehe es allen klar, was auf dem Spiele steht, sausen prustend drei Torpedos aus den Rohren. Noch sehen wir die aufbrodelnden Spuren an der Oberfläche des Wassers und alles an Deck sieht wie festgebannet nach den Zielen. Die fast starren Züge im Gesichte meines Kommandanten, die weit aufgerissenen Augen werde ich wohl nie vergessen.

— „Surra!“ Kommt es dann kräftig von seinen Lippen, denn eine riesige Wasserfäule vergräbt den nächsten Zerstörer. Ein

dunkles Etwas wie Splinter, Feßen der Stahlwände, ein zerschelltes Boot fliegt über die untere breitere Terrasse der aufwirbelnden Wasserfäule hinaus, dann kommt wie fernes Grollen die Erschütterung zu uns herüber. — Vom Zerstörer ist nur noch ein einziges Stückwerk übrig, da steigt auch schon die zweite und dritte Wasserfäule am „Kreuzer“ in die Höhe. — Er sinkt; sein Masterschiff ist mit ungeheurer Explosion auseinandergerissen, in die Tiefe gesunken und der Bug steigt, sich riesig aufbaumend, vom Strahle der Scheinwerfer grell beleuchtet in die Höhe. Ein Pfeifen der ausströmenden Luft und des Dampfes als wenn der Sturmwind heult, ein Brodeln und gewaltiges Zischen — dann sinkt der Riese in sein nasses Grab.

Wir sind längst vorbeigekommen, denn Sekunden hat das alles nur gedauert. Dann sammelt sich unsere Flottille und weiter geht es in rasender Fahrt. Unser Ziel ist erreicht, der stark überlegene Feind überraschend geschlagen.

Auch unser Bootsmat sollte auf seine Rechnung kommen. Drei nach England bestimmte Holzdampfer wurden aufgedockt während dieser Rückfahrt, ihre Besatzung an Bord genommen und die Ladung an allen Ecken und Kanten in Brand gesteckt. Lange noch beleuchteten diese schwimmenden Riesenfelsen unsere Siegesbahn. Ein schauerlich schönes Feuerspiel für unsere wohlgelungene Wikingerfahrt.

## Aus dem Tagebuch eines Engländers im Jahre 1920.

Die Erfolglosigkeit der englischen Kriegführung und der Mangel an Vertrauen in die Regierung geben dem bekannten Feuilletonisten der „Daily Mail“, Twells Brev, Anlaß zu dem folgenden satirischen Artikel in Form englischer Tagebuchblätter aus dem Jahre 1920: „1. Januar. Ein trauriger Morgen. Ich stand den ganzen Tag unbefleidet, da mein einziger Anzug ausgebleicht werden mußte. Meine Frau kochte die beiden Haken, die uns ihre Tante gefandt hat, weil die Preise in den Fleischläden von niemand mehr bezahlt werden können. Heute ließ der Schatzkanzler Samuel Montagu wieder eine Erklärung bekanntgeben, daß wir noch mehr sparen müssen, um den Krieg zu gewinnen. Ein Freund erschien zu unserem Rahenessen, aber ich bat ihn aus Sparsamkeitsgründen, wieder wegzugehen. Er war sehr traurig. — 22. Januar. Die Kaufleute fahren jetzt in kleinen Booten auf der Themse nach der City, da Automobilbrennstoff teuer ist als ehedem Selt. Es geht das Gerücht, daß eine Flotte von 100 Zeppelin-Liverpool bombardiert hat. Punkt 12 Uhr traf ich mich mit einem Freund in einem Trinklokal. Alle Lokale werden jetzt erst um 12 Uhr mittags geöffnet und 5 Minuten später wieder geschlossen, was den Krieg wirklich fählar macht. Wir speisten und tranken mit zwei Lords, und die Rechnung betrug 2 Schilling, was uns sehr traurig stimmte. — 26. Januar. Ich sprach mit einem gutunterrichteten Oberst, der auf Urlaub herkam. Er erzählte, daß die Deutschen an allen Fronten zusammen noch 300 Mann haben, und daß wir nur noch trodenes Wetter erwarten, um die feindliche Uebermacht mit Erfolg anzugreifen. — 4. Februar. Heute ging ich in mein Bureau. Ich hatte nichts zu tun, als das Formular meiner Einkommensteuer zu unterschreiben. Die Steuer beträgt jetzt 15 Schilling auf ein Einkommen von 20 Schilling. Dieser monatliche Betrag soll aber bald erhöht werden. Ich sah in dem ungeheuersten Bureauaum — die Kohlen kosten jetzt 220 Schilling die Tonne — und gedachte heutzutage meines schönen Velses, den ich vor zwei Jahren an einen Munitionsarbeiter verkaufen mußte. Der heutige Generalstabsbericht meldet, daß drei Schiffe gesunken sind und daß die Deutschen eine Linie in Frankreich durchbrochen haben. Die „Daily News“ betonen, daß das seit Monaten der mildeste Bericht sei, was zur Hoffnung auf unsere baldigen Sieg berechtige. Ich war sehr erfreut über diese günstigen Nachrichten. — 18. März. Heute war im Parlament ein großer Tag. Asquith und Balfour sprachen, und der Staatssekretär des Kriegsministeriums las fünf Minuten lang von einem bedruckten Papier eine Erklärung über die gegenwärtige Lage ab. Leider erklärte er uns nicht den Inhalt. Zwei Interventionen, die behaupteten, daß es in England noch über 20 geschichte und vernünftige Leute gäbe, machten sich mit Recht lächerlich. Dann wurden einige dumme Vorschläge zur Abwehr der Zeppeline gemacht, worauf der Leiter der Luftkämpfe erklärte, daß alles in Ordnung wäre, da die Zeppeline uns kaum mehr als 100 Menschenleben täglich kosten. — 7. April. Ich erwachte um Mitternacht durch einen furchtbaren Lärm. Unser Haus schwankte und wackelte fürchterlich. Wir krochen in den Keller, wo wir Nacht und Tag zubrachten. Es waren neue Zeppelinangriffe. Da die Zensur alle Niederschriften verboten hat, kann ich mein Tagebuch nicht mehr fortsetzen...“

## Vermischtes.

• Die Heiratsepidemie der amerikanischen Bühnenkünstlerinnen. Eine ebenso unterhaltsame wie lehrreiche Untersuchung der Heiratsverhältnisse in den Kreisen der amerikanischen Bühnenkünstlerinnen findet sich im „Journal des Débats“. Da Amerika das Land der zahlreichsten Eheschließungen ist und zugleich die Heimat der jugendlichsten Ehen, ist es nicht zu

verwundern, daß die Heiratsaktionen der Bühnenweiblichkeit in Amerika so hoch stehen, daß die Theater sich nicht allzu lange ihrer Kräfte erheben können und immer häufiger gezwungen werden, sich nach geeigneter Ersatz umzusehen. Wie der amerikanische Impresario Sigfeld im Rückblick auf seine langjährige Tätigkeit ausführt, sind die Heiratsaussichten der Schauspielerinnen fortwährend im Steigen begriffen. Er selbst hat auf seinen Verweilen der Hochzeit von nicht weniger als 1440 Schauspielerinnen beigewohnt. Die Choristinnen üben ihre Tätigkeit meist nur zwei Jahre lang aus. Nach dieser Zeit sind sie — wenigstens die hübschen — fast immer schon unter die Haube gebracht. Die Solistinnen heiraten noch schneller, die Zeit ist um so kürzer, je größer die Berühmtheit der betreffenden Künstlerinnen ist. Zwar stehen die auf der Bühne notwendigen Talente mit der Begabung, einen Ehemann glücklich zu machen, in keinem direkten Zusammenhang; aber die Eitelkeit der Männer ist stärker als ihre Logik, ganz besonders in der Reihe der Reklame. Die besten Heiratsaussichten haben die Schauspielerinnen, die sich einer jugendlichen und möglichst schlanken Gestalt erfreuen. Neigung zur Fülle ist oft ein schwer zu beseitigendes Hindernis. Als das beste Alter wird das zwischen 17 und 20 Jahren bezeichnet. Schauspielerinnen von 30 Jahren finden viel seltener einen Mann, 40jährige nur in Ausnahmefällen. Das Alter von 21 Jahren soll zehnmal so viel Aussichten haben wie das von 25. Was die Größe betrifft, so ist Mittelgröße am begehrtesten. Nach Ansicht und Beobachtung des Impresarios sind 50 kg bis 55 kg genau das gewünschte Gewicht. Ueber Farbe der Augen sind die Meinungen verschieden. Dagegen schwärmen 7 unter 10 Männern für Schauspielerinnen mit gerader Nase. Ganz besonders aber zieht man die Schönheit der Zähne in Betracht. Die naiven Schauspielerinnen erhalten den Vorzug. Tragödiinnen dagegen heiraten meist alte ausländische Prinzen und russische Fürsten. Die Choristinnen heiraten niemals Leute vom Theater. Dafür ziehen die Choristen es wieder vor, überhaupt ledig zu bleiben. In den letzten Jahren ist die Zahl der amerikanischen Bühnenehen nach Ansicht des Impresarios derart gestiegen, daß man gegenwärtig von einem Rekord auf diesem Gebiete sprechen kann.

**\* Explosionen im Pflanzenreich.** Eine Anzahl Pflanzen werden direkt als Explosionspflanzen (Explosiflorae) bezeichnet. Wir unterscheiden die Explosionen an Staubblättern und an Samenanlagen, bezw. an Früchten. Von ersteren ist ein bekanntes Beispiel die Brennnessel (*Urtica dioica*), und wir raten unseren Lesern, eine männliche Brennnessel-Pflanze einmal in einem Glase Wasser an die Sonne zu stellen und selbst diese Kanonen im Kleinen zu beobachten. Von explodierenden Früchten bietet ein großartiges Beispiel der Sandbüchsenbaum (*Mura crepitans*). Seine melonenförmigen Früchte springen zur Zeit der Reife mit lauter Knalle auf. Unser bekanntes Kränkchen Nüchermichnichtan führt als Nebenbezeichnung noch den Namen Springkraut, weil eben die reisende Kapself elastisch aufspringt und die Samen von sich schleudert. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei *Enclonthera*, welche direkt den botanischen Beinamen „explosiva“ führt, weil ihre Fruchtwand explosiv zerplatzt und dabei die Samen ausschleudert. Zu derselben Familie gehört auch die Spring- oder Springgurke. Ihre Heimat sind die Länder um das mittelländische Meer herum, doch wird sie hier und da auch in Deutschland, eben ihrer Explosionsfähigkeit halber, als Merkwürdigkeit kultiviert. Die bis zu 5 Zentimeter lange Frucht endet einer kleinen Gurke. Zur Reifezeit löst sich der Blütenstiel aus der Fruchtwand heraus und die Samen werden nebst dem Fruchtsafte aus dem entflandenen Loch auf mehrere Meter Entfernung hin ausgeprieselt. In der Tat eine Ueberschätzung für den nichts ahnenden Besucher des betreffenden Gartens. — So sehen wir Explosionswirkungen im Pflanzenreich, die mit den Schrapnells und Mimen moderner Heere wohl zu vergleichen sind. Im Gegensatz zu diesen aber, welche auf Vernichtung des Lebens hinielen, dienen diese Explosionen im Pflanzenreich der Fortpflanzung und Erhaltung der betreffenden Arten.

**Büchertisch.**

— Das neueste Heft der reichen Abwechslung bietenden Familienzeitschrift „Das Buch für Alle“ (Union, deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) bringt u. a. „ein ärztliches Gutachten aus ruhigerer Zeit“, das in unseren Tagen, in denen den Nerven, zumal denen unserer Feldgrauen, ganz anderes zugemutet wird, recht erheiternd wirkt: Die erste Eisenbahn in Deutschland, die zwischen Nürnberg und Fürth verkehrte, wurde am 7. Dezember 1835 eröffnet. Die bayerische Regierung ersuchte kurz vor diesem Ereignis das Obermedizinalkollegium um ein Gutachten über die schädliche oder unschädliche Wirkung, die dieses neue Verkehrsmittel auf die Gesundheit ausüben würde. Dieses Gutachten, das sich noch im Nürnberg-Fürther Eisenbahnarchiv befindet, ist im Hinblick auf die heutige Zeit mit ihren vielseitigen Verkehrsmitteln sehr lesenswert. Es lautet dahin, „daß der Fahrbetrieb mit Dampfzügen im Interesse der öffentlichen Gesundheit zu unterlassen sei. Die schnelle Bewegung erzeugt unzweifelhaft eine Gehirnkrankheit bei den Passagieren, welche eine besondere Art des Delirium furiosum darstelle. Wollten nun die Passagiere schon der Gefahr trotzen, so müsse der Staat wenigstens für den Schutz der Zuschauenden eintreten. Der bloße Anblick eines rasch dahinjahrenden Dampfzuges

erzeuge genau dieselbe Gehirnkrankheit; man müsse deshalb verlangen, daß der Bahnkörper zu beiden Seiten mit einem dichten, entsprechend hohen Bretterzaun umgeben werde.“

— Hollands Interesse an Deutschlands Sieg“ sind die beachtenswerten Ausführungen des Amsterdamer Professors S. Rud. Steinweg überschrieben, mit denen dieser bekannte holländische Gelehrte in der soeben erschienenen Nummer 3789 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ in temperamentovoller Weise für die Gerechtigkeit unserer Sache eintritt und vor allem die Bedeutung der von unseren Feinden und gewissen Neutralen so heftig bescholtenen deutschen Kultur für die ganze Welt beleuchtet. Weitere bemerkenswerte Artikel behandeln die Frage eines deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsbündnisses, den Verlauf des Seertruges im Jahre 1915, den Wiederaufbau Ostpreußens (reich illustriert), das briefliche Testament des Kriegsteilnehmers u. a. m. Der bildliche Teil des Heftes ist nicht minder interessant.

— Ueber Land und Meer. In den neuesten vier Nummern der hier schon oft genannten illustrierten Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) muß es jedem tiefersehenden Leser auffallen, daß er in den Heften auch von Dingen hört, die in anderen Blättern vielfach unbesprochen bleiben. Wir erinnern nur an Aufsätze, wie: Kriegstechnische Phantasien, Deutsche Ruhmesnamen, Der deutsche Erfindergeist im Weltkriege, Das Zurechtfinden im Gelände, Kriegs- und Handelsflaggen und andere. Solche Artikel, die jedem etwas bringen, sind ganz danach angetan, das Allgemeinwissen des Einzelnen zu erweitern, seinen Gesichtskreis zu vergrößern. Auch aus anderen Beiträgen wie: Der Mohammedanismus in Indien, Wanderungen durch Altpreußen, geht das beachtenswerte Bestreben der Schriftleitung hervor, eigene Bahnen zu wandeln, ungeachtet der vielen Zeitschriften, die seit den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden aufgeschossen sind. Die Familienzeitschriften haben für ihre Kreise nur dann Wert, wenn sie sich voneinander in jeder Beziehung unterscheiden, sowohl was Text und Bildschmuck anbelangt. Sonst brauchte es ja nur eine einzige zu geben. „Ueber Land und Meer“ hat von jeher das Bestreben gehabt, etwas Besonderes zu sein — wor sich überzeugen will, ob Verlag und Schriftleitung in dieser Bemühung glücklich sind, der mag die letzten vier Nummern (17/20) prüfen.

— Neue Frauenkleidung und Frauenkultur. Organ des Deutschen Verbandes für Neue Frauenkleidung und Frauenkultur. Schriftleitung: Mara Sander, Eske Birminghamhaus, beide in Köln. Verlag der G. Braunschen Buchdruckerei in Karlsruhe. Jährlich 10 Hefte in Doch-Quart mit zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen auf Kunstdruckpapier, sowie Schnittmusterbogen. Preis fürs Jahr 6 M., fürs Halbjahr 3 M. Probehefte unberechnet und portofrei. Aus dem Inhalt des Februar-Heftes: Theorie und Praxis. — Unter welchen Bedingungen kann der Staat die weibliche Dienstpflicht einführen? — Frauenstudium. — Einige Zuschriften zur deutschen Frauenkleidung und was damit zusammenhängt. — Von Körperkultur. — Die vortragende Künstlerin. — Von deutschen Volkstrachten. — Eine kleine Geschichte von einem großen Miß. — Verschiedenes. — Ueber Zusatzstoffen. — Bücherbesprechungen. — Sprechsaal. — Vereinsmitteilungen. — Beschreibung der Kleider. — Praktisches und Technisches. — Schnittmusterbogen. — Beilagen: Mode und Technik der Frauenkleidung. — Die neue Nadelarbeit.

— Wie wir im Kriege leben. Unter diesem Titel veröffentlicht in einer soeben im Verlag von J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart erschienenen Schrift Dr. Albrecht Wendt, Professor der Erdkunde an der Universität Berlin, einen ausführlichen Brief an Professor Theobald Smith in Princeton, der als Aunastrophprofessor in Berlin gelebt hat. In feiselnder Weise schildert er, wie wir während des Krieges leben: in unseren großen Städten und auf dem Lande, was an den Universitäten geschieht. Der Brief wird namentlich im Auslande Aufmerksamkeit bieten über unser Leben während des Krieges. Aber er wird auch willkommen heißen werden von den Leuten an der Front und insbesondere von der Bevölkerung daheim.

**Buchstabenrätsel.**

bo, e, es, fer, gu, kl, ll, lus, ne, no, o, pi, re, reus, schie, to. Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen sechs Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Namen eines vormals geleierten Künstlers bezeichnen. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

1. Person aus einem Schiller'schen Drama.
2. Römischen Feldherrn.
3. Mythologischen Namen.
4. Einen Philosophen.
5. Ein Gestein.
6. Stadt in Japan.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Deciffrier-Aufgabe in voriger Nummer:

O lieb, so lang du lieben kannst,  
 O lieb, so lang du lieben magst,  
 Die Stunde kommt, die Stunde kommt,  
 Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Freiligrath